

JOHANN GEORG LUGHOFER (Hrsg.), Paul Celan. Interpretationen. Kommentare. Didaktisierungen (= Ljurik – Internationale Lyrikstage der Germanistik Ljubljana; Band 9), Wien (Praesens) 2020, 299 S.

Fünzig Jahre nach dem Tod von Paul Celan und hundert Jahre nach seiner Geburt wird ihm dieser Band der Reihe „Ljurik. Internationale Lyrikstage der Germanistik Ljubljana“ (2020) gewidmet. Er versammelt Beiträge, die 2019 anlässlich des neunten Lyriktags der Germanistik in Ljubljana präsentiert wurden. Diese Bestandsaufnahme einiger Schwerpunkte der gegenwärtigen Celan-Forschung (und -Didaktik) ist nicht nur eine Jubiläumsangelegenheit; neben der wissenschaftlichen Rezeption wird auch die Aufnahme und Wahrnehmung von Celans Werk in der breiteren Öffentlichkeit, sei es in den Medien, in den Künsten oder im Unterricht ins Auge gefasst.

Die Übergabe des Nachlasses und der Bibliothek Celans an das Deutsche Literaturarchiv Marbach, die darauf folgende Reihe wichtiger Studien, Editionen unveröffentlichter Korrespondenzen und Texte, Forschungen zu Celans Bibliothek, insbesondere von Bertrand Badiou und Barbara Wiedemann, und die neue historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Barbara Wiedemann, haben die Art und Weise, wie wir Celan erforschen, grundlegend verändert und die Frage nach Celans Interpretation und poetologischer Positionierung neu gestellt. Davon ausgehend lassen sich eine Reihe roter Fäden erkennen, welche die verschiedenen Aufsätze verbinden: die Diskussion und/oder das Fortbestehen bestimmter Stereotype in der Celan-Kritik; die immer stärkere Erwähnung und Dokumentation des dialogischen Prinzips als Lebenspraxis und poetischer Praxis; die Wichtigkeit des Verstanden-Werdens als eine Tatsache, die nicht nur poetisch, sondern auch politisch präsent ist, in der Reibung mit einem kulturellen Feld, das im Nachkriegs-österreich und -deutschland die Vergangenheit nicht wirklich aufgearbeitet hat; die Möglichkeit des Vergleichs von Reflexion und wissenschaftlicher Aneignung mit der didaktischen Praxis; der künstlerische Diskurs und die produktive und transformative Lektüre vor allem unter jungen Menschen heute: in der Schule, in den Medien, im Theater.

1. Philologie und Infragestellung von Stereotypen

Einige Topoi der Celan-Kritik und -Forschung der ersten Phase seiner Rezeption werden – anhand von philologischer Evidenz, aber auch mittels einer bewussteren kulturellen und politischen Kontextualisierung – historisiert und diskutiert.

So erweitert MARKUS MAY den Charakter der Zeugenschaft von Celans Dichtung im Lichte einer Ethik und Poetik des Humanen, die sich als Position, als ein widerständiges „Stehen“ und als „Solidarität“ darstellt. Celans Ethos ist dabei ebenso weit entfernt von einem zur Hermetik und Geheimsprache tendierenden Humanismus wie vom Heidegger'schen Antihumanismus, es steht dem anarchistischen Denken näher. Seine „politische und ästhetische Radikalität“

impliziert ein Neudenken des Absurden, wovon seine Büchner-Lektüre zeugt. May zeigt, wie Celans Rezeption des französischen Existentialismus insbesondere von Camus geprägt ist, und wie seine „Poetik des Humanen“ ihre „Solidarität [...] auf alle [...] Opfer von Krieg und Gewalt erstreckt“ (25), bis hin zu jenen des Vietnamkriegs.

Der „libertäre u-topische Meridian“, der Celan mit einem anderen wichtigen, in der Büchner-Rede erwähnten Denker, Gustav Landauer, zusammenführt, wird von ANDREJ BOŽIČ anhand der Lektüre von Gedichten (etwa ›Stehen‹), Selbstaussagen, Aufzeichnungen und Untersuchungen der Celan-Bibliothek erforscht. Der Beitrag beschreibt besonders die Auffassung der deutsch-jüdischen Beziehungen angesichts der Erfahrung des „Churbans“, wie auch die „mögliche Übereinstimmung in den Einstellungen der beiden Autoren hinsichtlich gesellschaftlicher Angelegenheiten (wenn nicht sogar eine direkte Einflussnahme des Denkers auf den Dichter)“ (104, 111). Diese Übereinstimmung sieht der Verfasser kritisch und gebrochen, wenn er z.B. bei Celan keine Zeit der zyklischen Re-komposition sieht, sondern ein Offenbleiben der Wunden, der Verwerfung „im Schatten des Wundenmals“ (109), in dem dieser trotz Allem „steht“.

CHRISTINE IVANOVIC fokussiert auf ein bisher kaum beachtetes Gedicht aus dem posthum erschienenen Band ›Zeitgehöft‹. Sie bemerkt, wie einige Stereotype in der Öffentlichkeit gar nicht so einfach zu überwinden sind und zeigt dies am Beispiel einer Rezension von Rolf Michaelis aus dem Jahr 1990, die das Titelwort des Gedichts auf merkwürdige Weise re-kontextualisiert und ein „Unbehagen“ an der „Aufnahme“ Celans in das Marbacher „Westdeutsche Archiv“ und an den „intensiven philologischen Bemühungen, die dessem Werk gewidmet werden“ (33), artikuliert. Michaelis rekurriert auf das ganze stereotype Repertoire der Celan-Kritik: die östliche fremde Herkunft, die Infragestellung von Celans Sprachmächtigkeit, seine Unverständlichkeit und Abkoppelung von der Wirklichkeit, die Neigung zu vermeintlich obskuren und unverständlichen Neologismen (35). Ivanovic schlägt eine „informierte Lektüre“ von ›Das Flüsterhaus‹ vor, die Textgenese und Entstehungskontexte bewusst und präzise rekonstruiert und „davon ausgehend eine Lesart zu erarbeiten“ versucht (35); erst diese vielschichtige Lektüre kann zu einer Erweiterung der Möglichkeiten der Interpretation führen, die nicht beliebig ist, sondern in der Materialität der Kontexte und der Produktion des Gedichts ihre Grundlage findet. Schließlich wird die Frage aufgeworfen, woraus sich die Präsenz und Interferenz von Celans Werk im kulturellen und künstlerischen Feld der Gegenwart speist, wie sie die produktive Lektüre von Künstler*innen anschaulich macht. Am Beispiel von Elfriede Jelineks Konzept der „Textflächen“ in ihrem Stück ›Stecken, Stab und Stangl‹ sieht Ivanovic Jelinek zurecht als „würdige Nachfahrin“ (48) der Celan'schen Sprachkritik am Mediendiskurs. Auf diesem Weg wird die „Perversion der Sprache und Gesinnung“ (50) entlarvt, und das paradoxe Verfahren der „Textflächen“ führt zur Bewahrung von Celans Gedichten und ihrer Wirkung – auch, oder gerade dadurch, dass das Publikum im Theater nicht über die Quelle informiert wird.

2. Rede, Anrede, Gespräch

Die Auffassung von Celans Lyrik als „Anrede, die zitierend Rede und Widerrede und damit Sprachgerechtigkeit erlaubt“ wird von MARTIN A. HAINZ anhand eines Gedicht-Corpus erläutert, das er als Gesprächs-Raum mit Ingeborg Bachmann und Nelly Sachs liest und der ausbleibenden Kommunikation mit Heidegger gegenüberstellt.

Es geht um ein paradoxes Gespräch mit den Toten (nicht über sie): Mit den Toten ist eine „Unsprache“ (204) zu sprechen, die sich mit einer radikalen Alterität in Verbindung zu setzen weiß; in einer Bereitschaft, „zu sich wie dem Gegenüber in eine Relation zu treten, die ein anderes Wissen der Alterität gestattet“ (209); mit einer Sprache, „die insofern das Gegenteil einer Eigentümlichkeit auszeichnet, eigentümlich ist [...], indem sie so radikal *anderstümlich*“ der Daten eingedenk ist und „jene Datierungen in Bewegung versetzt“ (209). Das Resultat ist nicht „kompetenzorientiert“, zielt nicht auf (unmögliche) totale Kompetenz, sondern auf die Öffnung der Fragen und Intervalle (211), in denen man nicht weiß, „was gilt“. Der lesende, hörende, anredende Autor und der Leser als Hörender und Angesprochener werden jeweils bei jeder Lektüre „*inkompetenzorientiert[er]*“ (212).

IRENE FUSSL fokussiert ihrerseits den Anrede-Charakter von Celans Gedichten als „Schicksal mitführende Geschenke“. Ingeborg Bachmann scheint eine ideale Leserin zu sein, die meint, sie könne seine Gedichte besser lesen als andere, weil sie ihm darin begegne (164). Celan schrieb seinerseits, dass sie „die Rechtfertigung [seines] Sprechens“ sei (168). Gegenwärtigkeit und Begegnung werden in den Gedichten und Briefen, die einen verwandten Anspruch in der Liebes- und Autor*innenbeziehung besitzen, immer wieder erneuert, private Fragen thematisiert und in Fragen der Poetik umgewandelt. Am Beispiel von Gedichten wie Celans ›In Ägypten‹, das auch als ein Liebes- und Gedächtnis-Dekalog von Liebe, Schuld und Vergehen zu lesen ist; oder ›Lob der Ferne‹, wo Celan im Vers „Im Quell deiner Augen“ einen vielsprachigen Resonanzraum mit dem hebräischen Wort *Ajin* („Auge“/„Quelle“) eröffnet (166); oder in ›Köln, am Hof, ›Weiß und leicht‹ und ›Corona‹, in denen die Ereignis-Ebene im Gedicht als Gespräch mitverwoben wird und wieder in den kommentierenden Briefen re-kontextualisiert, poetologisch und ethisch durchreflektiert wird. So geschieht es als Antwort und Entgegnung in Gedichten wie ›Aus Herzen und Hirnen‹, ›Stille!‹, ›Schatten Rosen Schatten‹ und in Bachmanns Prosa (›Malina‹, ›Drei Wege zum See‹), wo im Schreibakt die poetische Begegnung stattfindet, auch wenn das persönliche Gespräch verstummt.

Der poetisch-poetologische Dialog zwischen Celan und Bachmann steht auch im Mittelpunkt des Beitrags von HERTA LUISE OTT mit genauem Augenmerk auf die reziproke „Aneignung von Vokabeln und Bildern“, die auch ein Vor- und Umschreiben miteinbezieht (unverloren / verloren / Verloren(e); dunkel / Dunkles; sprengen; gewaltig; Eulenflucht; Strängen; Glocken; Stimmlosigkeit, und Syntagmen wie „Es ist Zeit“); auf intertextuelle Bezüge in den Prosatexten, aber auch in

den poetologischen Schriften und Reden; auf vergleichbare Anordnungsstrategien ihrer Gedichtbände und kompositorische Formen, etwa der Verwendung von umfangreichen Zyklen.

Der Celan'sche Gebrauch des paradoxen und radikal resemantisierenden Zitats, der – vor allem in Fällen, in denen der Gesprächspartner kein produktives Zuhören und keinen Dialog zulässt – in der Umkehrung des Vorzeichens von Wörtern oder Begriffen besteht, tritt in vielen Beiträgen deutlich hervor. STEFAN BÖRNCHEN veranschaulicht dies, wenn er sich mit einem Heidegger'schen Begriff wie ‚Tiefe‘ beschäftigt, der z.B. in dem Gedicht ›Das Wort vom Zur-Tiefe-Gehen‹ seine Vieldeutigkeit entfaltet: als *altitudo* (‚Höhe‘ – ‚oben‘ und ‚Tiefe‘ – ‚unten‘), aber auch ‚Weite‘, ‚Ferne‘ und ein ‚Alles-Umgreifendes und -Durchdringendes‘, das an einige Stellen bei Heidegger bzw. an Auffassungen der Romantik (etwa Tieck), oder an das griechische *periéchon* (alles umfassender und verbindender Äther) erinnert. In keinem Fall wird das Celan'sche Wort (das sich dieser Traditionen wohl bewusst ist) dasselbe meinen. Es markiert vielmehr die Umpolung der *longue durée* dieser Tiefen-Topologie. So z.B. evozieren „Äther und Duft [...] Vorstellungen von Rauch und Asche, Massenmord und Unmenschlichkeit, ohne die auch die tiefe Sehnsucht zwischen Ich und anderem nicht mehr zu denken“ sei (71). Allerdings schließt Börnchen mit der Möglichkeit einer positiven Neuaufladung des Begriffs „Tiefe“ in der Horizontalen ab, wenn er die erotische Dimension betrachtet (etwa in ›Dein Hinübersein heute Nacht‹). Findet sich darin eine ironische, vielleicht tragische *mise en abyme* der Heidegger'schen „Ekstase“?

Rede und Anrede werden zur Gegenrede im paradigmatischen Gedicht ›Psalm‹, analysiert von VID SNOJ. Er zeigt, „wie Celan im Namen der Opfer zu Gott spricht, der als Niemand titulierte wird“ (13). Anklage und Gebet zugleich, wird Celans ›Psalm‹ eine Gegenrede sowohl dem Gott „Niemand“ gegenüber, als auch der jüdisch-kabbalistischen Tradition, die er zitierend neu besetzt, und in ein Spannungsverhältnis mit dem Nihilismuskurs stellt: Celan behauptet nicht, dass Gott nichts ist oder Gott nichts bieten kann. Das „Nichts“ und der „Niemand“ der Klage und der Anrufung, die dem Psalm eingeschrieben sind, hat viel mehr mit dem *Tzimtzum* der lurianischen Kabbala zu tun, das im Diskurs der negativen Theologie von Scholem aufgegriffen wurde, der Celan gut bekannt war. So kehrt Celan zur alten hebräischen Spiritualität zurück, in der Klage nicht weniger als im Lobpreis. „Während wir Celans ›Psalm‹ lesen, befinden wir uns immer noch auf Hiobs Waage“. Die Klagenden sind aber nicht die „Lebenden“ wie in der ›Todesfuge‹, schreibt Snoj, sondern die Toten selbst (93).

3. Missverständnisse und Misstöne im deutschsprachigen Kulturfeld

Um Missverständnis und Schuld geht es, auf ganz andere Weise, auch im Beitrag von EVELYNE POLT-HEINZL, die zeigt, wie der „Resonanzraum für Celans Lyrik in Wien 1948“ alles andere als der erhoffte, „erreichbare“ Ort war. Sein Wien-Aufenthalt war vielmehr ein „Kommen, Sehen, Siegen – und Verlieren“ (147).

Celan erfuhr ein Milieu, in dem er mit einem „schlampigen Umgang mit der NS-Vergangenheit“ (147) konfrontiert wurde. Die Verlagsorte, an denen er publizieren konnte, die Orte des intellektuellen Austauschs, waren von Schriftstellern, Herausgebern, Galeristen, Redakteuren besetzt, die durch eine Beteiligung am Nationalsozialismus kompromittiert waren und im Nachkriegs-Wien mühelos in den Kulturbetrieb übergangen.

Kompromisse im Umgang mit der unbewältigten und totgeschwiegenen Verstrickung in die NS-Zeit stehen auch im Zentrum von PETER C. POHLS Untersuchung von Briefen und Kommissionsprotokollen zur Vergabe des Literaturpreises der Freien und Hansestadt Bremen an Paul Celan 1958. Es entsteht ein Bild der Akteure im damaligen kulturellen Feld, Vertreter jener ‚mittleren Generation‘, zu der die Jury-Mitglieder gehörten, welche sehr weit von Celans Poetologie und überhaupt von einem Verständnis seiner Kunst entfernt waren. Erhart Kästner, Eberhard Lutze und Benno von Wiese vertraten stark divergierende kritische und politische Orientierungen – und dennoch einigten sie sich aus unterschiedlichen Gründen auf die Verleihung des Preises, nicht ohne einigen Widerstand. Man kann sagen, dass die internen Divergenzen der Jury-Mitglieder untereinander geringer waren als die, die sie gegenüber dem deutschsprachigen jüdischen Dichter aus „dem Osten“ empfanden. In diesem Kontext erscheint auch das Incipit der Bremer Rede in einem neuen Licht. Celan war sich sicherlich der Spannungen und Ambivalenzen bewusst, die mit dieser und anderen Preisverleihungen für sein Werk einhergingen.

MARTIN HUBERS Beitrag über Heideggers ausbleibende Antwort auf Celans Besuch in Todtnauberg verflucht die verschiedenen Fäden, die als gemeinsame Themen des Bandes vorgestellt wurden: die Stereotypen, die Celan zugeschrieben werden (Pathologie, Unverständlichkeit); seine verzweifelten Versuche, einen Dialog herzustellen, eine Antwort bei den Gesprächspartnern zu provozieren; schließlich die Konfiguration des deutschen kulturellen Feldes, das tief in eine Vergangenheit verstrickt war (wie es z. B. bei Figuren von Vermittlern und Kulturjournalisten wie Rudolf Augstein der Fall war). Gerade bei der Analyse des Gedichts und dem Vergleich mit Augsteins selbstgefälligem und selbstzufriedenem Interview mit Heidegger, das zeitgleich mit Celans Besuch in Todtnauberg geführt wurde, zeigt Huber deutlich, warum keine Antwort auf Celans aufgeschobene Fragen möglich war.

4. Didaktische und performative Aktualisierungen

In der sprachdidaktischen Abteilung werden einige Ansätze und Themen der Celan-Forschung in der Vermittlung präsentiert: Die Dialogizität, die Möglichkeiten der multimedialen Aktualisierung, die emotionale Erfahrung des Briefeschreibens durch Einfühlung in verschiedene Adressat*innen werden im Beitrag von TOBIAS HEINRICH mit Studierenden didaktisch umgesetzt. Die Frage der Verständlichkeit und des produktiven Lesens, der informierten und der

unvoreingenommenen Lektüre wird von KRISTINA LAHL aufgeworfen, indem sie die Potentiale der Interpretation anhand von ›Sprachgitter‹ reflektiert. Interessante Ansätze bezüglich des vielleicht bekanntesten Gedichts von Celan, ›Todesfuge‹, streicht MICHAEL PENZOLD hervor. Das Reminding-Verfahren erlaubt ihm, die Wirkungen des Gedichts bei Schüler*innen zu beobachten und ihre produktiven Reaktionen als neue Lektüren zu reflektieren, auch im Kontext einer Kritik der ‚Holocaust-Education‘. Ein anderer wichtiger Aspekt hinsichtlich der Interpretation und der Wirkung von Celans Gedichten im heutigen öffentlichen Diskurs, und zwar ihr inhärenter performativer Charakter, findet in der Arbeit von österreichischen Performanceliterat*innen wie REBECCA HEINRICH und XAVER WIENERROITHER (alias Ksafa) einen markanten und überzeugenden Ausdruck: ihre Performance realisiert zugleich eine Lektüre der Gedichte und Texte von und über Celan und ihre „Reaktionen“ auf diese.

Man kann zuletzt feststellen, dass der Wunsch des Herausgebers JOHANN GEORG LUGHOFER erfüllt wurde, „eine anregende und aufschlussreiche Lektüre [...], neue Impulse und Anreize für die Forschung, für die Lehre sowie ganz allgemein für weitere Beschäftigung mit Celan“ zu ermöglichen (16).

DOI: https://dx.doi.org/10.1553/spk53_s139

Camilla Miglio (Rom)

Paul Celan. Études réunies par CLÉMENT FRADIN, BERTRAND BADIOU et WERNER WÖGERBAUER (= Les Cahiers de l'Herne; N° 130), Paris (Éditions de l'Herne) 2020, 256 S.

Paul Celan Today. A Companion, ed. by MICHAEL ESKIN, KAREN LEEDER and MARKO PAJEVIĆ (= Companions to Contemporary German Culture; vol. 10), Berlin and Boston (de Gruyter) 2021, VIII + 374 pp.

Die Lektüre von Paul Celan, der weithin als einer der bedeutendsten Dichter des 20. Jahrhunderts gefeiert wird, ist oft eine zutiefst fesselnde Erfahrung, die die volle und unverfälschte Aufmerksamkeit der Leserschaft erfordert. Das liegt daran, dass Celans Sprache bekanntermaßen durch ihre Neigung zur Polysemie, ihre üppigen Metaphern und ihre überspannten Neologismen gekennzeichnet ist. Es ist, mit anderen Worten, eine undurchsichtige und schwer verständliche Sprache, deren emotionaler Inhalt unter den unaussprechlichen Schrecken des Holocausts begraben ist, die sie zu thematisieren und zu hinterfragen sucht. Es ist also ein Zeichen für die anhaltende Anziehungskraft und ungebrochene Relevanz des Dichters, dass auch heute – etwa ein Jahrhundert nach seiner Geburt im Jahr 1920 und fünf Jahrzehnte nach seinem Selbstmord im Jahr 1970 – die kritischen Bemühungen nicht nachlassen, Celans